

I N H A L T

Vorwort des Herausgebers	7
Einleitung	15
Laster, Zwang oder Krankheit?	25
In den Fängen des Unzuchtsparagrafen	25
Eine psychopathologische Degeneration?	31
Eine sexuelle Zwischenstufe?	34
Eine psychogenetische Störung?	37
Homosexuelle (Sub-)Kulturen vom Fin de Siècle bis in die Zwischenkriegszeit	41
Ein Leben im Verborgenen	41
Prostitution, Erpressung und Skandale	44
Goldene Zwischenkriegszeit?	51
Homosexualität unter dem Hakenkreuz	63
Entmythologisierung	63
Eine politische Seuche und eine Straftat	66
Verfolgung, Terror und Vernichtung	68
Situation der Verfolgung in Österreich	76
Leben in Zeiten des Terrors	82
Schweigen, Verdrängen und Totalverbot nach 1945	93
Ausblick	107
Anmerkungen	109
Literaturverzeichnis	126

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Wissen ist ein zentrales Kristallisationsfeld von Kultur und Gesellschaft. Man kann Geschichte als sich verändernde Strukturen, als Diskursgeschehen, als Mentalitäten, als Handlungen von Akteurinnen und Akteuren beschreiben. In all diesen vier Bereichen spielt das Wissen der Handelnden eine entscheidende Rolle. Strukturen sind gefrorenes und perpetuiertes Wissen, Diskurse und Mentalitäten basieren auf ganz unterschiedlichen Wissensvoraussetzungen, und die Akteurinnen und Akteure selbst treffen ihre Entscheidungen aufgrund ihres jeweils spezifischen Wissens. Es gibt einen bewertenden und normativen Wissensbegriff, bei dem Wissen eine positive, auf Bildung und Information fokussierte Konnotation hat; und es gibt einen weiten Wissensbegriff, der ethnografisch erforscht, wie Menschen in unterschiedlichen Kulturen und sozialen Systemen die Welt, ihr eigenes Leben und die sozialen Situationen, in denen sie sich befinden, interpretieren.

Die Kluft zwischen dem bewertenden und dem ethnografischen Wissensbegriff ist nicht so groß wie zwischen dem weiten und dem engen Kulturbegriff. Sie ist aber ähnlich geartet. Das Projekt und die Buchreihe »Enzyklopädie des Wiener Wissens« pendelt zwischen beiden Wissensbegriffen und deren Manifestationen in Wien. Wenn also Theater zum Thema der »Enzyklopädie des Wiener Wissens« wird, dann muss es füglich um das Burgtheater, »die Burg« – eine der avanciertesten Bühnen weltweit – gehen, aber auch um das Volkstheater (z.B. in der Gestalt des traditionsreichen Wiener Stegreiftheaters Tschauner) und last but not least um die spezifischen Formen der Selbstdarstellung von Bürgerinnen und Bürgern in Wien.

Bei Werten, Zwecken und Emotionen, bei Traditionen sowieso, spielt Wissen eine entscheidende Rolle. Wissen ist intellektuelle Aneignung, Voraussetzung für Taten und für Gestaltung. Wissen ist Tradition und formt Tradition; Wissen basiert auf alten Erfahrungen und ist gleichzeitig das Tableau, auf dem neue Erfahrungen ermöglicht und konzeptualisiert werden.

Wissen ist ein multipler Aneignungs- und Auseinandersetzungsprozess der Menschen mit ihren Wirklichkeiten – der dinglichen Welt und ihren Beziehungen. Alle Erfahrungen, Gesichtspunkte, Widersprüche und Ambivalenzen sind im Wissen aufbewahrt und stehen für neue Konzepte, Pläne, Ideen und Gestaltungen zur Verfügung.

Wissen entsteht in sozialen Konstellationen, bezieht sich auf Zeitpunkte und Zeiträume, auf soziale Milieus, auf Generationen und natürlich auf Geschlechterperspektiven. Die »Enzyklopädie des Wiener Wissens« analysiert und dokumentiert spezifische Wiener Wissensentwicklungen und -konstellationen mit einer zeitlichen Schwerpunktsetzung auf die Geschichte der letzten 200 Jahre.

Als Herausgeber der »Enzyklopädie des Wiener Wissens« interessieren mich besonders jene Wissens- und Wissenschaftsentwicklungen in Wien, in denen sich Aufklärungs-, Bildungs- und Emanzipationsprozesse dokumentieren. Dieses Interesse bestimmt auch die zeitlichen Zäsuren jener Epoche der Wiener Geschichte, die in der »Enzyklopädie des Wiener Wissens« wesentlich untersucht wird: von der »Ersten Wiener Moderne« (1770 – 1792) über die Moderne des Fin de Siècle bis in die Gegenwart. Man ersieht daraus, dass ich als Reihenherausgeber dieser Enzyklopädie an emanzipatorischem Wissen, an Wissen, das im Sinne von Aufklärung, Öffnung, Öffentlichkeit und Demokratie wirksam wurde, interessiert bin. Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, welche die gesellschaftlichen Bedingungen von »Öffnungs«- und »Schließungssituationen« thematisieren, zeigen die Wurzeln, die Vorgeschichten, die Bedingungen und Grundlagen von »Sternstunden« und kreativen Schlüsselsituationen – wie es die beiden genannten »Wiener Modernen« waren –, sie zeigen aber ebenso die Defizite, die blinden, dunklen und braunen Flecken auf den Feldern von Wissen und Wissenschaft in Wien.

Meine Vorbemerkungen weisen darauf hin, dass das Konzept der »Enzyklopädie des Wiener Wissens« nicht einseitig ideengeschichtlich ausgerichtet ist. Wissens- und Wissenschaftsgeschichte ist wesentlich auch Strukturgeschichte, Institutionen-

geschichte, Mentalitätsgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Als Wissens-, Kultur- und Wissenschaftsförderer steht man vor einer über Analysearbeit hinausgehenden Aufgabe. Es geht darum, Stärken und Schwächen von Wissensbeständen und -konstellationen zu identifizieren und in der Folge Überlegungen anzustellen und Methoden zu entwickeln, um Stärken zu stärken und Schwächen auszuräumen, wobei Stärken für mich durch Originalität, Kreativität, Professionalität und demokratische Grundstruktur und Schwächen durch Unprofessionalität, Autoritarismus, Formalismus, Dogmatismus und das Fehlen von Demokratie gekennzeichnet sind. Diese Aufgabenstellung der Stärken- und Schwächenanalyse im genannten Sinn verfolgt die Reihe »Enzyklopädie des Wiener Wissens« für die Strukturen, Institutionen und Mentalitäten, in denen sich Kultur und Gesellschaft in Wien formieren.

»Gleichgeschlechtlich begehrende Männer und Frauen standen« – so schreibt Franz X. Eder im Enzyklopädischen Stichwort zu seinem Band – »in Österreich und Deutschland über die Jahrhunderte hinweg im Mittelpunkt von Diskursen, die ihre ›Eigenart‹ erklären, regulieren, bestrafen, disziplinieren, heilen, verfolgen, abschaffen, aber auch vernichten wollten«. Die von Eder aufgezählten Diskurse fundierten und formierten eine gesellschaftliche Praxis der Stigmatisierung und Ausgrenzung, die den gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen ihre Würde absprach, sie in ihrer Existenz bedrohte und nicht selten ihre Existenz vernichtete.

Die Wiener Vorlesungen und insbesondere auch die Buchreihe »Enzyklopädie des Wiener Wissens« standen und stehen nicht auf der Seite der Legitimierung und Affirmation des Wissens und jener Institutionen, jener Anstalten, die die Gesellschaft nach überkommenen, autoritär-hierarchisch-patriarchalisch ausgerichteten und formal-juridisch legitimierten Normen gestalten möchten. Die Wiener Vorlesungen sind ein Projekt, das sich der Aufklärung und damit der offenen Gesellschaft und der Öffnung der Gesellschaft verpflichtet fühlt. Es geht aus der Perspektive der Reihe (Vorträge und Publikationen) also durchgehend nicht

um Gesellschaft als »Festung«, als »Bollwerk«, als »strukturell-funktionales« Gebilde, in dem sehr rasch ein Diskurs- und Handlungsfeld wie die Homosexualität als dysfunktional aufleuchtet. Die Wiener Vorlesungen sind der festen Überzeugung, dass demokratische Gesellschaften die Pluralität des Denkens, Sprechens, Argumentierens und Handelns brauchen.

Gesellschaften haben in dem von Eder thematisierten Zeitraum von 1870 bis 1970 jedenfalls zu wenig Erfahrungen mit den Projekten Offenheit, Öffnung, Pluralität gemacht. Das »Zeitalter der Extreme« (Hobsbawm) war jedenfalls nur in zeitlich sehr beschränkten Phasen eines der Offenheit; gerade Franz X. Eder's Buch zeigt dies im Hinblick auf den Umgang mit Sexualität mit großer Deutlichkeit. Und letztlich bieten auch die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten 15 Jahre im Hinblick auf die von Karl R. Popper, Jürgen Habermas, Pierre Bourdieu u.a. (wie unterschiedlich deren Postulate im Einzelnen auch immer sind) geforderte Pluralität keinen Befund, aus dem Offenheit, Öffnung und Stärkung zivilgesellschaftlicher Praxis herausleuchten.

Erst langsam wurden diskriminierende Diskurse und ausgrenzende gesellschaftliche Praxis hinsichtlich gleichgeschlechtlich begehrender Männer und Frauen in den letzten 15 Jahren zurückgedrängt. Rehabilitierung, Gleichstellung, Aufarbeitung von Verfolgung und Vernichtung, Einforderung von Respekt, all das sind in Österreich relativ junge politische Zielsetzungen und Ausdruck einer emanzipatorischen gesellschaftlichen Praxis, die immer noch Pioniercharakter hat. Gesellschaft und Kultur haben mit der Neuorientierung von Diskursen und gesellschaftlichem Handeln als »Spielfeld« noch wenig Erfahrung. Die Wissenschaft hat im Hinblick auf das Thema des vorliegenden Buches ohnedies einen theoretical und cultural lag.

Franz X. Eder gehört zu den wenigen ForscherInnen international, die sich konsequent mit der Gesellschafts- und Diskursgeschichte der Sexualität auseinandersetzen. Die kritische Auseinandersetzung mit den Ausgrenzungs- und Verfolgungsdiskursen und mit jener gesellschaftlichen Praxis, mit der diese Diskurse sehr häufig störend, verhindernd, erniedrigend, beleidigend und

vernichtend in das Leben von Menschen eingriffen, hat – wie kritische Geschichtsforschung immer – Auswirkungen im Sinne von Gerechtigkeit für eine Gruppe und eine Kultur, der die Gesellschaft bis dato respektlos und voll von Vorurteilen begegnet ist.

Die Wiener Vorlesungen haben den wissenschaftlich fundierten Text von Franz X. Eder daher mit großer Überzeugung in ihr Programm aufgenommen.

Hubert Christian Ehalt

DANK

Der vorliegende Band entstand durch eine Initiative der Wissenschaftsförderung der Kulturabteilung des Magistrats der Stadt Wien (MA 7). Seine Publikation wurde durch den Herausgeber der Reihe »Enzyklopädie des Wiener Wissens«, OSR Univ. Prof. Dr. Hubert Christian Ehalt angeregt. Herzlichen Dank für die Förderung und Unterstützung.

Für Erika und Anna-Lena
Wien, im November 2010

EINLEITUNG

Die Geschichte der Homosexualität galt lange Zeit als Unthema für die seriöse Historiografie. Nur hinter vorgehaltener Hand konnte man auch die Gründe für diese Ignoranz hören: Mit der Geschichte des gleichgeschlechtlichen Begehrens würden primär emanzipatorische Ambitionen sowie politische Zielsetzungen verfolgt – beides Motive, die wissenschaftlichen Ansprüchen entgegenstünden und eine ausgewogene Sicht verhinderten. Spätestens seit in den 1970er und 1980er Jahren die paradigmatischen Grenzen der Sexualitätsgeschichte erweitert wurden, avancierte jedoch auch die Geschichte der Homosexualität zu einem Thema, im Rahmen dessen sich elementare geschichtswissenschaftliche Fragen, etwa die nach der Genese des Subjekts, der Entwicklung von Wissens- und Denksystemen, den sich wandelnden Schnittstellen von Kultur und Gesellschaft, ansprechen ließen. Auch die historiografischen ›Turns‹ der letzten Jahrzehnte – insbesondere die Alltagsgeschichte, die Frauen- und Geschlechtergeschichte, die (neue) Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, die Diskursanalyse usw. – verschoben den Fokus von einer einäugig ›sexuellen‹ Perspektive auf die Homosexualität bzw. die Homosexuellen hin zu einer allgemeinen Wahrnehmung von deren historischen Lebenswelten, zu kulturellen und sozialen Praktiken sowie zu komparativen Ansätzen. Sprach man lange von ›der‹ Homosexualität oder ›den‹ Homosexuellen, rücken seitdem geschlechterrelative Differenzierungen sowie soziale, kulturelle und generationelle Unterschiede in den Vordergrund – mit dem Plural »Homosexualitäten« im Titel dieses Bandes soll dem Rechnung getragen werden. Wobei die Forschungslage aufgrund der spezifischen rechtlichen Situation in früheren Zeiten und die daraus resultierenden Quellenbestände zu deutlichen Schwerpunktsetzungen führten, die auch in dieser Publikation sichtbar werden.

Wer heute Begriffe wie »Homosexualität«, »Homosexuelle«, »Lesben«, »Schwule«, »Transvestit«, »Transgender« und ähnlich stark geladene Worte verwendet, kann dies nicht, ohne dabei –

gewollt oder ungewollt – auf ein vielschichtiges und teils widersprüchliches Repertoire von Bildern, Normen, Kategorien, politischen Ambitionen und emanzipatorischen Ansprüchen zu verweisen und entsprechende essentialistische und/oder (sozial) konstruktivistische Konzepte ins Spiel zu bringen.¹ Gleiches gilt für meist heteronormativ belegte Begriffe wie »Heterosexualität«, »Sex(ualität)«, »Geschlecht/er« und »Gender«. Diesen Mechanismen der sprachlichen Zuweisung und Kategorisierung, der Selbst- und Fremdidifizierung kann sich auch der vorliegende Band nicht entziehen. Festgehalten sei jedoch, dass hier Begriffe wie »Homosexuelle/r« oder »Schwule/Lesben« synonym mit sprachlich weniger besetzten Formulierungen wie »gleichgeschlechtlich begehrende Männer/Frauen« verwendet werden. Gleichzeitig wird auf die üblichen Strategien des distanzierten bzw. »einwandfreien« Sprechens (etwa mittels Kennzeichnung durch Apostrophe) weitgehend verzichtet. Keinesfalls sollen aber mit diesen Begriffen konkrete Konzepte bzw. Theorien über die Ursachen sexueller Begehrensformen, über deren biologische Grundlagen und daraus abgeleitete Identitäts- und Subjektkonstruktionen verbunden werden. Gerade der vorliegende Band zeigt ein Stück jener Begriffs- und Konnotationsgeschichte auf, die als Vorgeschichte unserer gegenwärtigen Vorstellungen von Hetero- und Homosexualität gelten kann und zu den bis in die Gegenwart reichenden Idealen, Prämissen und Stigmatisierungen beigetragen hat.

Eine Geschichte der Homosexualitäten kommt an der Diskussion über Sex und Gender, Geschlechterpolarität und -differenz, relationale Geschlechterbeziehungen und hegemoniale Verhältnisse zwischen und innerhalb der Geschlechter genauso wenig vorbei wie an entsprechenden Gegenkonzepten, die dem bipolaren Denken mit Vielfalt, Übergängen, Vermischung und Dynamik entgegneten wollen – am weitesten entwickelt wohl in der Queer-Theorie.² Die nachfolgenden Kapitel zeigen auch, dass der Konnex zwischen biologischer Geschlechtlichkeit und kultureller Geschlechtertypologie bzw. den ihnen entsprechenden Kategorien und Zuschreibungen – als Frau, Mann, drittes, viertes Geschlecht, Androgynie etc. – historisch recht variantenreich

verlief. Wobei Fragen des Transgender, Transvestismus, der Transsexualität u.Ä. aufgrund der rudimentären Forschungslage zum deutschsprachigen Raum hier kaum behandelt werden können.

Entgegen der noch immer gängigen Meinung, das Sexuelle sei eine private bzw. ›eigene‹ und ›persönliche‹ Kategorie, verdeutlicht die Geschichte der Homosexualitäten, dass sich Öffentlichkeit (etwa staatliche und politische Institutionen, öffentliche Wahrnehmung und kollektive Meinungen) und Privatheit (wie Familie, Partnerschaft, erotische und sexuelle Beziehungen) vielfach überschneiden und beeinflussten. Lesben und Schwule sahen sich dabei oft selbst als Ein- und Ausgeschlossene – und wurden von der Majorität der Bevölkerung als solche wahrgenommen und behandelt. Wobei sich im 20. Jahrhundert deutliche Differenzen zwischen den Geschlechtern ergaben: Lesbisches Begehren erschien, so es nicht den weiblich konnotierten häuslich-privaten Bereich verließ, auch deshalb als weniger problematisch, weil Emotionalität und Körperlichkeit zwischen Frauen generell positiver eingestuft wurden als ähnliche männliche Verhaltensweisen. Intime Freundschaft, Liebe, Erotik und Sexualität zwischen Männern galten umgekehrt auch deshalb als so gefährlich, weil hier – das zeigte sich besonders in politischen Diskussionen und Skandalen – dominante Männlichkeitsbilder konterkariert, die Geschlechtergrenzen negiert und die gesellschaftliche, politische und kulturelle Vormachtstellung der Männer bedroht wurde. So gesehen ging es in den hier betrachteten rund einhundert Jahren bei rechtlichen und polizeilichen Maßnahmen gegen Homosexuelle nicht nur um Moral, Anstand und Sitte, sondern zugleich um die Bewahrung von Grundfesten nationalstaatlich-politischer Hegemonie, der Geschlechterhierarchie und der ihr zugrunde liegenden Heteronormativität und -sexualität.

Gleichgeschlechtlich begehrende Männer und Frauen bildeten über die Jahrhunderte hinweg den Gegenstand von Diskursen, die ihre ›Eigenart‹ erklären, regulieren, bestrafen, disziplinieren, heilen, verfolgen, abschaffen, aber auch vernichten wollten.³ Immer wieder waren Stimmen zu hören, die sich gegen die Stigmatisierung und Ausgrenzung und für eine soziale und rechtliche

Emanzipation von gleichgeschlechtlich Begehrenden einsetzen. Als Träger und Vermittler dieser Diskurse fungierten im 19. und 20. Jahrhundert recht unterschiedliche Gruppen: Juristen, Politiker, Mediziner, Psychiater, Sexualwissenschaftler, (Sexual-)Reformer, Kleriker, Journalisten, Kulturkritiker, Vertreter von Emanzipationsbewegungen, (Auto-)Biografen und andere mehr – wobei sich überwiegend Männer zu Wort meldeten. Ihr gemeinsames Ziel war es, das Denken über die Homosexualität bzw. die Homosexuellen zu verändern, mit Folgen für die Fremd- und Selbstwahrnehmung von Schwulen und Lesben sowie für deren rechtlichen und gesellschaftlichen Status. Manifest wurden diese Diskurse, indem man neue (Straf-)Gesetze einführte, den individuellen und sozialen ›Umgang‹ mit Homosexuellen regelte, die Betroffenen zu einer revidierten Selbstsicht animierte oder auch Zwangs- und Verfolgungsmaßnahmen setzte.

Unter Diskursen werden in diesem Band Praktiken verstanden, die Aussagen zu einem bestimmten Thema systematisch organisieren und regulieren und damit die Möglichkeitsbedingungen des (von einer sozialen Gruppe in einem Zeitraum) Denk- und Sagbaren bestimmen.⁴ Welche der so involvierten drei Ebenen – textuelle, diskursive und soziale Praktiken – in der Geschichte der Homosexualität im 19. und 20. Jahrhundert besonders zum Tragen kamen und wie sie sich aufeinander bezogen, ist Gegenstand zahlreicher historiografischer Studien und wird in den nachfolgenden Kapiteln diskutiert. Ob es sich dabei um einen allumfassenden Homosexualitätsdiskurs oder um mehrere Einzeldiskurse handelte, kann letztlich nur anhand der einzelnen Fragestellungen entschieden werden.

Auch wenn diese Aussagepraktiken die Fremd- und Selbstwahrnehmung von gleichgeschlechtlich begehrenden Menschen in der Geschichte unmittelbar beeinflussten, dürfen Homosexualität und Homosexuelle keinesfalls als rein diskursive Effekte verstanden werden. Michel Foucault hat mit einer inzwischen berühmt-berüchtigten Passage seiner »Geschichte der Sexualität« einer solchen diskursfixierten und -getriebenen Subjektkonstitution Vorschub geleistet – in seinem Gefolge wurde vielfach eine vereinfachende soziale ›Konstruktion‹ der Homosexualität postu-

liert: »Die Sodomie – so wie die alten zivilen und kanonischen Rechte sie kannten – war ein Typ von verbotener Handlung, deren Urheber nur als ihr Rechtssubjekt in Betracht kam. Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von alledem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität. [...] Als eine der Gestalten der Sexualität ist die Homosexualität aufgetaucht, als sie von der Praktik der Sodomie zu einer Art innerer Androgynie, einem Hermaphroditismus der Seele herabgedrückt worden ist. Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.«⁵

Der Homosexualitätsdiskurs offerierte zweifelsohne Identifikationsmöglichkeiten und Subjektpositionen, die gleichgeschlechtlich begehrende Männer und Frauen als eine spezifische Menschenart erscheinen ließen – beispielsweise als drittes Geschlecht. Viele Betroffene nahmen sich in der Folge tatsächlich als Typus mit bestimmten Eigenarten wahr und interpretierten ihr Leben im Zeichen vorgegebener Aussagen. Wie die Onanisten des 18. Jahrhunderts sollten sie sich primär als sexuelle Subjekte verstehen und ihre Persönlichkeit und ihren Charakter nur im Zeichen der sexuellen Orientierung bzw. Vorlieben erkennen.⁶ In der Praxis wurde die individuelle Erfahrung jedoch keineswegs ausschließlich aus Diskursen generiert oder war diesen einfach nachgebildet – im Gegenteil: Wie bei anderen historischen Subjekten wurden Erlebnisse, Sehnsüchte, Wünsche, Begierden, Bedenken, Ängste und Befürchtungen durch recht unterschiedliche und teils widersprüchliche lebensweltliche Faktoren geprägt – etwa durch die geschlechterspezifische Erziehung der jeweiligen sozialen Schicht oder Klasse, durch die Sozialisation in der Peergroup, durch die Werte und Anforderungen des beruflichen Umfelds, durch die zeit- und gruppenspezifischen Liebesideale sowie die Partnerschafts- bzw. Familienvorstellungen und vieles mehr. Zu (homo-)sexuellen Subjekten wurden gleichgeschlechtlich begehrende Männer und Frauen vielfach erst in Folge der diskursiven Etikettierung, die ihren individuellen Erlebens- und

Erfahrungshorizont primär auf den sexuellen Bereich reduzierte. Tatsache ist allerdings auch, dass gleichgeschlechtlich Begehrende oft nur deshalb historische Spuren hinterließen, weil sie aufgrund ihres Liebes- und Sexuallebens in die Fänge von Justiz und Polizei gerieten oder sich in Schriften und Organisationen gegen eine Benachteiligung und Verfolgung wandten. Das ist auch der Grund, warum wir über die Breite und Vielfalt schwuler und lesbischer Lebenswelten nur aus relativ wenigen, vornehmlich autobiografischen Quellen Bescheid wissen und die Geschichte von Schwulen und Lesben oftmals (nur) durch die ›sexuelle Brille‹ lesen (können).

Lebensgeschichtliche Texte und Materialien belegen zudem, dass es sich bei (historischen) Homosexualitätsdiskursen keineswegs um eine Einwegkommunikation handelte. Durch politische Agitation, juristische Intervention, Aufklärungs- und Emanzipationsschriften, mediales Auftreten, aber vor allem durch widerständische und eigensinnige Lebensentwürfe und Erfahrungen lieferten Homosexuelle über die Jahrzehnte hinweg einen elementaren Beitrag zur (Neu-)Ordnung des Denk- und Sagbaren und veränderten damit die Inhalte und Strategien der Diskurse. Sie widersprachen hegemonialen Deutungen und trugen eigene Interpretationen und individuelle Sichtweisen bei. Wenn Homosexualität – wie andere sexuelle Varianten – als zumindest teilweise sozial konstruiert begriffen und dabei dem Sozialen bzw. Kulturellen eine Rolle bei der Entstehung der sexuellen Orientierung und Objektwahl zugewiesen wird, müssen »Looping-Effekte« zwischen allen am Diskurs Beteiligten berücksichtigt werden.⁷ Dies gilt auch für die Genese und Fortschreibung »sexueller Scripts«, an denen wir unsere Vorstellungswelt und in der Folge unser Handeln orientieren.⁸

Deutlich wird aus den vorliegenden Quellen auch, dass die individuelle Erfahrung aus vielfältigen lebensweltlichen Feldern gespeist wurde – und dies nur selektiv in die Überlieferung Eingang fand. Alltägliche Erlebnisse in der Familie, mit Freunden, am Arbeitsplatz, mit SexualpartnerInnen, dem/der Geliebten etc. prägten das individuelle Erleben jenseits aller hegemonialen Diskurse. Gleichzeitig darf deren Wirkmacht aber auch nicht unter-

schätzt werden: Viele der Betroffenen suchten in den Schriften von Psychologen, Medizinerinnen und Juristen, in der Bewegungsliteratur und den Freundschaftszeitschriften nach kulturellem und sozialem Halt, nach lebenspraktischen Ratschlägen und Hilfe bei Verfolgung, nach Möglichkeiten, um der Isolation und dem Leben im Verborgenen zu entkommen oder auch nur Beistand in schwierigen Lebenssituationen. Gerade weil sie gesellschaftlich und individuell relevant waren, konnten die Homosexualitätsdiskurse ihr Publikum erreichen und die dort festgeschriebenen Kategorien und Konzepte transportieren.

Der Begriff der Lebenswelt, oder besser der »alltäglichen Lebenswelt«⁹ meint dabei jenen Wirklichkeitsbereich, an dem jeder Mensch unausweichlich teilnimmt, in dem seine Handlungsmöglichkeiten einerseits durch Gegenstände, Institutionen, Ereignisse oder auch durch Handlungen anderer strukturiert und eingeschränkt werden, welchen er aber auch verändern und in den er handelnd eingreifen kann. In der Lebenswelt liegt jene kommunikative Umwelt vor, in der wir uns mit den Mitmenschen verständigen, sie ist intersubjektiv (und damit nicht eine ›Privatwelt‹) und kann auch bis zu einer gewissen Reichweite bei anderen als gemeinsame ›Natur‹-, Sozial- und Kulturwelt vorausgesetzt werden. Wie wir uns in der Lebenswelt orientieren, wie wir entscheiden und handeln, ist primär erfahrungsgestützt und beruht auf dem Vorrat früherer Erfahrungen (der eigenen als auch der, die durch Eltern, LehrerInnen, soziale Gruppen etc. vermittelt wurden). Solange neue Erfahrungen mit dem Wissens- und Erfahrungsvorrat eines Menschen übereinstimmen, wird die Weltstruktur ›bis auf weiteres‹ als unzweifelhaft angesehen – erst wenn diese Selbstverständlichkeit gestört wird oder bricht, werden neue Auslegungen von Bedeutung und Sinn notwendig, die wiederum ein modifiziertes Verstehen und Handeln in der alltäglichen Welt ermöglichen. Es »erstreckt sich ein System räumlicher Gliederung über die verschiedenen Schichten der Sozialwelt. Dieses System ist ein wichtiger Aspekt der sozialen Beziehungen. Es geht in die Differenzierung der Intimität und Anonymität, der Fremdheit und Vertrautheit, der sozialen Nähe und Distanz ein.«¹⁰

(Geschichts-)Wissenschaft kann sich dabei der menschlichen Erfahrung nur vermittelt nähern: Als durch Aufmerksamkeit ausgezeichnete Erlebnisse haben individuelle Erfahrungen ihren Sinn erst durch reflexive Bewusstseinsleistungen erhalten und liegen für die Forschung immer symbolisch und damit in kodierter Form vor, sei es in (historischen) Texten, Bildern, Tönen etc. Auch die (mehr) gegenwartsorientierten Sozial- und Kulturwissenschaften müssen anerkennen, dass manche Erfahrungsbe-
reiche – zu denen auch das sexuelle Begehren und die Liebe gehören – besonders intensiv mit Metaphern und vieldeutigen bildlichen Repräsentationen aufgeladen sind.¹¹ Die Erfahrungsgeschichte findet deshalb ihren Untersuchungsgegenstand nur medial repräsentiert vor und kann ihn bloß als Teil eines Textes, Diskurses, Bildes etc. erschließen – Erkenntnisse, die auch in der Sexualitätsgeschichte in den letzten Jahrzehnten kritisch reflektiert wurden.

Die Historiografie der Homosexualität entwickelt sich seit den 1980er Jahren äußerst dynamisch, die Zahl der Publikationen ist heute in manchen Bereichen kaum mehr zu überschauen.¹² Eine der Zielsetzungen dieses Bandes ist deshalb, den Forschungsstand der Homosexualitätsgeschichte für die Zeit von ca. 1870 bis 1970 zu synthetisieren – dies mit einem Fokus auf die österreichische und deutsche Entwicklung. Für die Abgrenzung eines solchen Zeitraums sprechen mehrere Gründe: Als Wegmarken seien hier einmal die ›Erfindung‹ des Begriffs »Homosexualität« durch Karl Maria Kertbeny 1869 genannt, die Veröffentlichung von Karl Heinrich Ulrichs Werk »Zwölf Schriften über das Rätsel der mann-männlichen Liebe« 1864–1879 sowie die emanzipatorischen Bestrebungen in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.¹³ In diesen Jahren kamen auch die teils jahrhundertalten Strafgesetze und Verfolgungspraktiken wieder verstärkt in Diskussion, die ›neuen‹ Psychiater, Psychologen und Sexualpathologen begannen nach einer spezifischen Seele und besonderen Charaktereigenschaften von Menschen mit gleichgeschlechtlichen Begierden zu fragen. Sie etablierten dabei Kategorien und Raster für die Selbst- und Fremdwahrnehmung, welche bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wirksam blieben und

weder durch konkurrierende Vorstellungen außer Kraft gesetzt wurden, noch durch die Petitionen und politischen Anstrengungen der ersten Homosexuellenbewegung.

In Österreich blieb das Totalverbot gleichgeschlechtlicher Akte (von Männern und Frauen) bis 1971 aufrecht, in Deutschland galt der Paragraf 175 bis 1969, in der DDR (wenngleich auch seit 1957 als Formalrecht) bis 1968. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu tausenden Anklagen wegen (konsensueller) sexueller Handlungen unter Erwachsenen, die Betroffenen wurden zu monate- und jahrelangen Gefängnisstrafen verurteilt. Erst im Gefolge der sozialen Bewegungen am Ende der 1960er und in den frühen 1970er Jahren entstand in Deutschland, etwas später in Österreich, die neue Schwulen- und Lesbenbewegung und trug durch ihr politisches und emanzipatorisches Wirken zu einer veränderten Selbst- und Fremdsicht gleichgeschlechtlich begehrender Männer und Frauen bei.¹⁴ Die sozialen und kulturellen Reformprojekte der sozialdemokratischen bzw. sozial-liberalen Regierungen erweiterten auch den Handlungs- und Praxisrahmen für die homosexuelle (Sub-)Kultur und das Auftreten von Schwulen und Lesben im (halb-)öffentlichen Raum. Selbst die anfängliche Stigmatisierung von AIDS – als »Schwulenseuche« und »Strafe Gottes« – konnte die liberale(re) Haltung gegenüber Homosexuellen nicht mehr grundsätzlich gefährden.

Der hier behandelte Zeitraum stellt noch immer eine wichtige Referenz für die moderne Schwulen- und Lesbenbewegung und das (historische) Selbstverständnis vieler Homosexueller als diskriminierte und verfolgte Minderheit dar. Oder wie dies Detlev Grumbach formulierte: »Im nachhinein wird – unausgesprochen – deutlich, wie wichtig die Erarbeitung der Geschichte – der kollektiven Geschichte der Schwulen [und Lesben] als Opfer von Ausgrenzung und Verfolgung, besonders aber der Geschichte der nationalsozialistischen Homosexuellenverfolgungen – für die Identität der Schwulen [und Lesben] und ihrer Bewegung in den noch deutlich von Diskriminierungen geprägten siebziger Jahren war.«¹⁵

